Zeitschrift: Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 99 (1990)
Heft: 4

Artikel: "Krise" heisst auch, dass es weitergeht
Autor: Speich, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-976109

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«KRISE» HEISST AUCH, DASS ES WEITERGEHT

«Wenn man von der Krise der Familie spricht, erschrecken die Leute», erklärt der Zürcher Familientherapeut Josef Duss-von Werdt, Mitherausgeber der internationalen Fachzeitschrift Familiendynamik. «Familie sei doch etwas Schönes, hat mich bei einem Vortrag jemand aus dem Publikum gerügt. Etwas Schönes... Das darf offenbar keine Krise haben. Dabei ist Krise etwas Schöpferisches, Normales.» Krise hat etwas mit dem griechischen Wort für Wasserscheide zu tun, was andeutet, dass es auf der anderen Seite, wenn man «über den Berg» ist, weitergeht.

Samstagabend in einem Villenviertel mit grossen Gärten an Basels Stadtrand. Im behäbigen 10-Zimmer-Haus mit der Nummer 44 findet eine Geburtstagsparty statt. Geplauder, Gläserklirren, Gelächter, Kinderstimmen. «Auf zum Familienfoto!» ruft jemand. Ursula B., im roten Kleid eindeutig der Star des Abends, folgt mit ihrem Mann Jean-Pierre der Stimme. Es ist ihr Vierzigster, der gefeiert wird. Jean-Pierre hat Sophie an der Hand, das zweijährige quietschfröhliche Töchterchen mit seinen hellwachen Augen und roten Bäcklein.

Der Fotograf hat in einer Ecke des tanzsaalgrossen Wohnzimmers ein ambulantes Studio mit Lampen und Blitzlichtern eingerichtet. Nach und nach findet sich die übrige Familie dort ein: im «kleinen Schwarzen» Sophies dunkellockige Halbschwester Anne, 20, die sich auch ein wenig als ihre Mutter fühlt («Wo ist mein Kind?» fragte sie kürzlich, als sie auf Besuch kam); Annes Vater Johannes, Ursulas erster Ex-Mann, mit seiner Frau Eva; Halbbruder Michi, 15, der stramme Gymnasiast, mit seinem Vater Martin, Ursulas zweitem Ex-Mann, und dessen Frau Hanni, die im Dezember ihr erstes Baby erwartet; und Ursulas Eltern, die Grosseltern aller drei Kinder.

Die anderen Partygäste schauen zu, wie sich die Grossen und die Kleinen aufstellen. Witzige Zurufe, Regieanweisungen des Fotografen, Blitzen und Klicken – das «postmoderne Familienfoto» ist entstanden. Es ist in doppeltem Sinn eine Momentaufnahme: Erstens von der Familie, die ja nicht immer aus harmonischem Lächeln besteht; und zweitens von einem gesellschaftlichen Prozess, der vielen Angst macht. Einem Prozess, der sich zum Beispiel in einer Scheidungsrate von über 30 Prozent äussert. Was Angst macht, löst Abwehr aus. Man möchte «das Bestehende, das Altbewährte» retten. Doch vielleicht ist die Entwicklung gar nicht so negativ? Vielleicht zeichnet sich hinter den schmerzhaften Konflikten und Trennungen ein hoffnungsvoller Neubeginn ab?

Um Antworten auf solche Fragen zu bekommen, habe ich diesen Sommer eine Menge Bücher und Artikel aus Fachzeitschriften gelesen und ein halbes Dutzend lange Gespräche mit Experten geführt: Josef Duss-von Werdt, Lehrer und Vorbild unzähliger Berater und Therapeuten, traf ich im Lötschental auf 1700 Meter über Meer; den Psychiater und Kreativitätsforscher Gottlieb Guntern in seinem fast surrealistisch eingerichteten Institut in Brig; die Soziologin Maria Rerrich, Autorin des Buches «Balanceakt Familie», in einem «Sonderforschungsbereich» der Uni München; den Berliner Kinderpsychiater Horst Petri in seinem Arbeitszimmer in Kreuzberg; den Therapeuten Roland Weber in einer Gartenwirtschaft südlich von Stuttgart; die Pariser Soziologin Irène Théry im Bahnhofbuffet Genève-Cornavin.

Mit der Zeit habe ich gemerkt, dass allein die Beschäftigung mit dem Thema Vielfalt der Familienformen bei mir persönlich vieles in Gang gebracht hat. Ich habe erstmals realisiert, dass ich auch in einer sogenannten «Stieffamilie» lebe, die mit eigenen Problemen konfrontiert wird. Inzwischen besuche ich einen Abendkurs der Jugendberatung Thalwil und freue mich auf jeden Kursabend, der mich mit meinem – alten und neuen – Familienverhalten konfrontiert. Schon nach dem ersten Abend haben sich die Beziehungen zwischen «meinen» Stiefkindern und mir entspannt. Ich konnte auch zulassen, dass meine Tochter aus zweiter Ehe mir ihre ganze Wut über mein Verhalten während und nach der Scheidung vehement zur Kenntnis brachte. Und ich habe begonnen, mein Verhalten als Ehemann bewusst zu reflektieren – und zu korrigieren.

Ist es ein Zufall, dass wir bei unseren Recherchen auf Ursula B. gestossen sind, und das nur vier Tage vor ihrer Geburtstagsparty, an der ihre ganze Familiengeschichte Rendezvous hatte? Während das Familienfoto entstand, beobachtete ich die elf Menschen: Da war so viel Herzlichkeit, Fröhlichkeit und Wärme! Erwachsene können ja noch Freundlichkeit mimen, dachte ich. Aber die Kinder bewegten sich selbstverständlich und natürlich zwischen Ex-, Stief- und leiblichen Vätern, berührten, umarmten und küssten sie. Jürg Willi («Die Zweierbezie-

Ursula B. mit ihren Eltern, mit Kindern, Mann, Exmännern und deren Frauen. «Stieffamilie» oder «zusammengesetzte Familie» wird das von Soziologen genannt. Man spricht auch von «postmoderner» Familie, weil die traditionelle bürgerliche Familie aus dem letzten Jahrhundert – Mann, Frau, Kinder – auch als «moderne» Familie bezeichnet wird.

FOTOS:
CHRISTIAN HELMLE

FORTSETZUNG
SEITE 8

«MEIN TRAUM MIT 16: EIN MANN, 7 KINDER»

Dieser Rückblick der Ursula B. an ihrem 40. Geburtstag besteht aus einer Reihe von Momentaufnahmen. Dazwischen sind jeweils längere Strecken «konventionellen» Familienlebens.

Ursula B. an ihrer Geburtstagsparty in angeregtem Gespräch mit «ihren» Männern. Oben mit Johannes. In der Mitte mit Martin und dessen Frau Hanni (rechts). Links ist Eva, die heutige Frau von Johannes. Unten mit Jean-Pierre. Die Männer haben Ursulas Bericht im Manuskript gelesen. Martin meinte dazu, an manchen Stellen erscheine er ihm etwas allzu harmonisch. Es habe viele Konflikte gegeben, und nicht alle seien voll ausgetragen worden – «aber es ist ja ihr Bericht».

FOTOS:
CHRISTIAN HELMLE

JOHANNES, meinen ersten Mann, lernte ich in der Katholischen Jugend der saarländischen Kleinstadt kennen, in der ich aufwuchs. Die Kirche war damals sehr stark im Umbruch. Sie ermutigte die offene Diskussion und schärfte unseren Sinn für soziale Ungerechtigkeiten. Johannes, drei Jahre älter als ich und von Beruf Lehrer, war meine erste grosse Liebe. Sie war sehr intensiv und sehr schön. Ich war total verliebt. Als wir uns verlobten, war ich 16. Mein Wunschtraum damals war eine Familie mit sieben Kindern und einem eigenen Haus. Mit 19 wurde ich schwanger. Für uns beide war ganz klar, dass wir heirateten. Meine Eltern hätten eigentlich lieber das Kind mitaufgezogen.

Erst viel später realisierte ich, wie ich mich als Frau zu hundert Prozent in die Beziehung eingab. Ich hatte keine Hobbys und keine eigenen Freunde mehr. Johannes hatte seinen Freundeskreis, hörte seine Musik, kaufte sich Platten. Ich beobachte das immer wieder: Sobald Frauen sich verlieben, gibt es nur noch den Mann.

Wir heirateten, fanden eine Wohnung in der Nähe meiner Eltern. Ich schloss meine Erzieherausbildung ab. Meine Mutter hütete die kleine ANNE, die inzwischen zur Welt gekommen war. Das war zwar praktisch, aber auch problematisch, wegen meiner Ablösung von den Eltern.

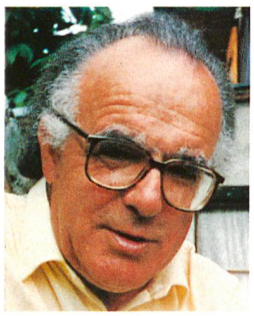
Während meines Praktikums in der Obdachlosenhilfe begann ich, die Familie in Frage zu stellen. Das Dreieck Mann, Frau, Kind lässt keinen Spielraum offen. Da kann doch etwas nicht stimmen. Schon als Kind hatte ich, als ich die Erwachsenen beobachtete, den schrecklichen Gedanken: Wenn eine Frau 30 wird, dann ist ihr Leben schon gelaufen! Ich dachte viel darüber nach, wie ich mein Leben anders einrichten könnte. Kameraden von Johannes, die er aus seiner Internatszeit kannte, waren dabei, in Basel eine Wohngemeinschaft zu gründen, und wir wollten mitmachen. Johannes stieg aus, da er in Basel nicht arbeiten durfte. Wir beschlossen, eine Zeit lang getrennte Wege zu gehen. In der Basler WG wohnte ich nur drei Monate. Es kriselte schon bald, und ich zog mit Anne, die drei war, aus.

MARTIN war Praktikant in dem alternativen Privatkindergarten, wo ich als «Grenzgängerin» arbeitete. Mit den Eltern, mit den Studenten in Martins WG und in der Frauenbewegung wurde sehr viel über neue Wohnformen diskutiert. Johannes kam jeweils an Wochenenden und in den Ferien. Unsere Beziehung war immer noch in der Schwebe. Als ich mich entschied, nicht mehr in unsere Heimatstadt zurückzukehren, weil meine neue Welt in Basel war, wünschte Johannes eine rasche Scheidung. Offenbar war ihm die Klarheit der Trennung wichtig. Und dann erklärte er: «Anne bleibt bei mir. Wenn du dagegen bist, werde ich prozessieren.» Ich war in einer schwachen Position; ausserdem hatte ich Johannes noch gern und wollte unsere Beziehung nicht aufs Spiel setzen. Wir einigten uns, dass Anne, wenn sie es eines Tages wünschte und ihr Wunsch nicht bloss einer Laune ent-

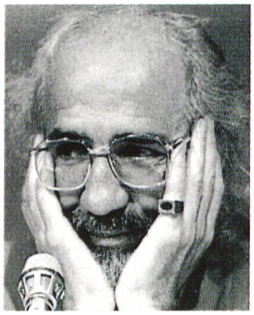
sprach, zu mir ziehen dürfte. Die Scheidung war darauf nur noch eine Formalität.
Johannes war ein guter Vater. Er spielte viel mit Anne, nahm sie in den Kindergarten und auch sonst überallhin mit, auch auf eine Reise nach England und viel in Beizen, was mir weniger gefiel. Seine neue Partnerin Eva versuchte sich gegenüber Anne abzugrenzen. Sie wehrte sich dagegen, in die Rolle einer Ersatzmutter gedrängt zu werden. Anne spielte oft Eva und mich gegeneinander aus: «Aber bei der Ursula darf ich das...» Damals war zwischen Eva und mir viel, was nicht ausgesprochen wurde. Heute ist Anne nicht mehr zwischen uns, und wir haben ein gutes Verhältnis. Uns verbindet wohl auch das Verständnis für die Schwächen und Stärken von Johannes, die uns in gleicher Weise beschäftigen.
Anne, die in den Ferien viel bei Martin und mir war, lebte in zwei verschiedenen Welten. In Basel war es eine WG, im Saarland dagegen war aus der WG bald eine Kleinfamilie geworden. Martin hatte Anne gern; aber sie liess ihn spüren, dass er nicht ihr Vater ist: «Das isch nid min Papi!»
Vielleicht trug das zu unserem Wunsch bei, ein gemeinsames Kind zu haben. Als MICHI zur Welt kam, war Anne fünf. Sie liebte ihn wahnsinnig. Und er erwiderte diese Liebe.
JEAN-PIERRE war inzwischen in mein Leben getreten. Wir lebten in einer Wohngemeinschaft, in der die Offenheit in Partnerschaften und Freundschaften nicht nur diskutiert, sondern auch praktiziert wurde. Es gab viele Feste, aber auch viel Eifersucht. Als unser Haus abgebrochen wurde, brach die WG auseinander. Martin gründete eine Männer-WG. Ich zog mit Michi und einem Ehepaar, Marko und Monika, in eine gemeinsame Wohnung. Ein Jahr lang wohnte ich dann noch bei einer Schwester in Deutschland, um Heilpädagogik zu studieren.
In Basel waren inzwischen Martin und Hanni fest zusammen. Mich machte es wütend, weil er sich nicht mit mir auseinandergesetzt hatte. Ich sagte Martin, ich wolle ihn nicht mehr sehen, und zog dies auch ein paar Jahre durch. Michi, der sehr an Martin hing, kam in einen Loyalitätskonflikt. Erst eine akute Krise an der Schule brachte Klärung.
Martin wollte sich scheiden lassen. Unsere Gespräche scheiterten. Wir konnten uns nur gegenseitig mit Vorwürfen überhäufen. Schliesslich suchten wir einen Familientherapeuten auf. Drei Sitzungen genügten. Wir erkannten, dass jeder seine eigenen Probleme für sich aufarbeiten muss. Auf der Elternebene dagegen trafen wir uns. Die Beziehung lebte wieder. Es gab wieder gegenseitige Einladungen. Ich konnte langsam akzeptieren, dass Martin mit einer anderen Frau lebt.
Michi ist heute 15 und lebt bei Martin. Vor anderthalb Jahren hatte er eine Krise im Gymnasium. Da ich diese Schule innerlich ablehnte, sah ich mich ausserstande, ihn genügend zu unterstützen. Martin übernahm dies. Anne zog damals aus Deutschland zu mir. Ich lebte inzwischen mit Jean-Pierre, dem Ehepaar Marko und Monika und deren Töchterchen Laura in einer Wohngemeinschaft. Wir zogen in das Haus, in dem wir jetzt wohnen. Ich wurde wieder schwanger, obwohl ich es eigtentlich nicht mehr vorhatte. Ich hatte meine Lehrertätigkeit wieder aufgenommen, die beiden Kinder waren dabei, auszufliegen. Da ist SOPHIE gekommen und hat mich durcheinandergewirbelt. Ich stellte mir nach der Geburt vor, in drei Monaten würde ich wieder wenigstens halbtags arbeiten können. Aber dann bekam ich Arthritis und wurde arbeitsunfähig. Obwohl wir immer strikte getrennte Kasse hatten, hat mich Jean-Pierre spontan und freiwillig unterstützt, auch zu Gunsten der anderen Kinder.
Jean-Pierre hat zu Michi eine andere Beziehung als zu Anne. Sie war ja all die Jahre bei Johannes. Als sie zu uns zog, war sie eine richtige Rotznase, die sagte, was sie dachte. Sie hatte oft Streit mit Jean-Pierre, trug mit ihm das aus, was sie mit mir hätte austragen sollen. Trotzdem hat sie einmal, als sie etwa ein Jahr da war, zu mir gesagt: «Wenn du sterben würdest, glaubst du, ich könnte bei Jean-Pierre bleiben?» Es ist überhaupt interessant, wie Beziehungen ein Eigenleben erhalten. Als ich von Martin nichts wissen wollte, ging Anne einige Male mit Michi zusammen zu ihm.
Anne rebellierte auch gegen die Wohngemeinschaft. Da waren ihr zu viele Erwachsene, die sich überall dreinmischten. Sie konnte aber nicht sagen, wie sie es anders hätte haben wollen.
Meine Ursprungsfamilie ist mir sehr wichtig. Es war mir ein Anliegen, meine Eltern mit der Art, wie ich lebe, zu versöhnen. Und diese Annäherung hat stattgefunden. Sie hatten ja gedacht, das sei halt so ein Übergang. Ich erinnere mich noch genau an ein Elternfest, das wir in einer grossen WG durchführten. Nur zwei der Eltern kamen nicht. Am Schluss, als alle WG-Leute schon schliefen, waren die Eltern noch eifrig am Diskutieren. Meine Eltern und Martins Eltern haben heute noch einen intensiven Kontakt. Martins Eltern akzeptierten Anne als ihr Enkelkind, und für Anne sind sie die Grosseltern, die sie mit ihrem Freund ab und zu besucht. Als Sophie kam, war es selbstverständlich, dass auch sie ihre Enkelin war. Martins Eltern werden zu allen Familienfesten eingeladen. Auch meine Geschwister habe ich immer eingeladen; mir lag sehr daran, auch sie an meinem Leben teilhaben zu lassen. Das ging nicht ohne Schwierigkeiten. Meine älteste Schwester, die mit ihren vier Kindern die konventionelle Familie repräsentiert, hatte zunächst etwas Mühe mit den WG-Leuten und umgekehrt. Johannes hat zu allen in der Familie eine Beziehung. Wenn er kommt, dann kommt er nicht nur wegen Anne.
Der Mensch ist ja so vielschichtig. Ein Mann und eine Frau – das ist nur ein Minimum des ganzen Lebensspektrums. ■

BITTE UMBLÄTTERN

«KRISE» HEISST AUCH, DASS ES WEITERGEHT



«Krise ist etwas Schöpferisches.» Josef Duss-von Werdt.



«Sich kreativ reorganisieren.» Gottlieb Guntern.

«Männer können, wenn sie müssen.» Maria Rerrich.

«Etwas reifer, etwas kreativer.» Roland Weber.

FORTSETZUNG VON SEITE 5

hung») hat einmal gesagt, die direkt Betroffenen hätten in seinen Augen «die höchste Kompetenz, sich über Ehe und Familie zu äussern». Duss-von Werdt hat die 68er Bewegung mit ihren Protesten gegen alles Institutionelle, Konventionelle und Etablierte als Signal dafür bezeichnet, «dass in den Bereichen des menschlichen Zusammenlebens sowie der Leit- und Wertvorstellungen Bewegung entstand». Und François Höpflinger, der im Rahmen des Nationalfonds-Projekts «Wandel der Familienbildung» eine Untersuchung durchführte, betonte bei der Präsentation der Ergebnisse, dass «die Frauen die treibenden Kräfte in bezug auf neue Normen und neue Verhaltensweisen, auf Betonung der Gleichberechtigung in der Ehe und in der Partnerschaftlichkeit sind».

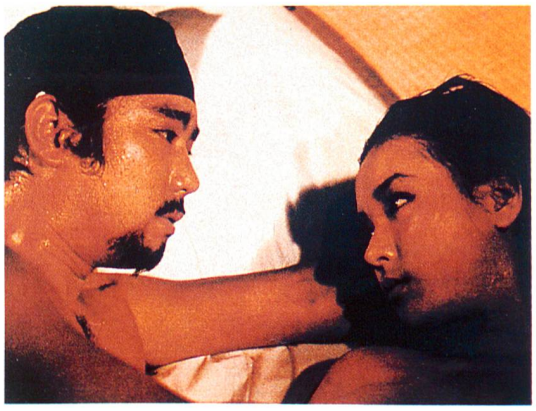
Drei Experten haben damit eine Legitimation für Ursula B. ausgesprochen, über das Thema Familie kompetent zu reden. «Ich komme aus der 68er Zeit», sagt sie schlicht. «Wir haben die Familie in Frage gestellt und nächtelang über Wohngemeinschaften diskutiert. Was ist ideal für die Kinder? Heute weiss ich: Es gibt nicht eine Form. Es gibt eine Menge von Möglichkeiten, und jeder muss selber herausfinden, was für ihn gut ist. Jede Form hat ihre guten und schlechten Seiten.» Noch etwas hat Ursula in den 20 Jahren seit der Geburt von Anne erfahren: Die Idealbilder, die wir mit uns herumtragen, sind erstaunlich widerstandsfähig. Auch sie als Kind der 68er Jahre trägt das Wunschbild der «heilen» Kleinfamilie – Vater, Mutter, Kinder – mit sich herum: «Es ist immer wieder einmal da. Aber auch der Wunschtraum, einmal ganz für mich allein zu leben.

Die Geschichte von Ursulas «postmoderner Familie» – das Wort wurde vom Konstanzer Soziologen Kurt Lüscher im Titel eines 500 Seiten starken Buches verwendet – ist also ein Stück Zeitgeschichte. Die Schilderung, die wir auf den beiden vorangehenden Seiten abdrucken, ist die stark geraffte Wiedergabe eines mehr als vierstündigen Gesprächs. Während drei der vier Stunden war die lebhafte kleine Sophie dabei. Über Mittag ging sie eine Stunde schlafen. Da kamen die anderen Hausbewohner, die ebenfalls lebhafte achtjährige Laura und ihr Vater Marko und dann ihre Mutter Monika, nach Hause. Marko half Laura am grossen Stubentisch mit den Hausaufgaben. Einmal gab es lauten Streit über den Buchstaben B, und Marko verzog sich in die Küche, um das Mittagessen zu machen. Ursulas Eltern trafen ein. Während Ursula und ich drinnen weiter redeten, wurde draussen getafelt. Nach einer Weile kam Martin und setzte sich zum Kaffee zu den anderen. Er und der Grossvater schäkerten um die Wette mit Sophie, als sie mit verschlafenen Augen aufkreuzte.

Mir fiel an dieser Szene der starke Einbezug der Männer in das Familienleben auf. Vielleicht ist das Leben in der Wohngemeinschaft besonders förderlich für ein solches männliches Verhalten. Aus meiner persönlichen Erfahrung bin ich auch überzeugt, dass die Arbeitsteilung in Haushalt und Kinderpflege keine Nebensache ist, sondern eine wesentliche Voraussetzung für echte Partnerschaft. Dazu Maria Rerrich: «Davon, dass Hausarbeit eine typische Frauensache sei, kann natürlich nicht die Rede sein. Eine Untersuchung von Kollegen in Berlin hat gezeigt, dass alleinerziehende Väter diese Aufgaben vorzüglich erfüllen. Die Männer können also, wenn sie müssen. Es ist eine bequeme Ausrede, wenn man sagt: „Ich kann das nicht; meine Frau kann das viel besser." Da habe ich dann einfach jemand, an den ich das abgeben kann.» Was es also brauche, um den Mann mit einzubinden, wenn ein Kind kommt, sei wahrscheinlich der äussere Druck, der Zwang der Umstände: «Zum Beispiel einen gesetzlich vorgeschriebenen Erziehungsurlaub von drei Jahren, der nur zur Hälfte von der Frau bezogen werden kann. Wenn der Mann die andere Hälfte nicht bezieht, verfällt sie. Meines Wissens funktioniert das in Schweden.»

Ebenfalls aus eigenem Erleben kenne ich allerdings auch die Verletzungen, die männliche Eitelkeit in der Übergangsphase abkriegen kann. In einem Bericht im Time Magazine las ich eine Bestätigung meiner Erfahrungen. Die Leiterin eines New Yorker Instituts, das sich mit Problemen von Arbeit und Familie befasst, berichtete von Manager-Seminaren, an denen sich berufstätige Frauen darüber beschweren, dass ihre Männer zu Hause nicht mithelfen, worauf die anwesenden Männer wütend reagieren: «Sie sagen: „Jedesmal, wenn ich helfe, sagt sie zu mir, ich mache es falsch. Ich habe aufgegeben. Ich bin nicht daran interessiert, dauernd kritisiert zu werden".»

Hinter solchen Streitereien verbergen sich nach der Untersuchung von Time oft tiefer sitzende und verdrängte Konflikte um Autorität, Neid und Rivalität: Wer ist der bessere? Und was sagt das über unsere Beziehung aus? Für Gottlieb Guntern, der auf eine langjährige Praxis als Ehe- und Familientherapeut und als Ausbilder von Therapeuten zurückblickt, sind all diese Probleme letztlich eine Frage der Kreativität als Mischung von Phantasie, Selbstwertgefühl und Mut: «Wenn ich an meine Tätigkeit in der Klinik denke, stelle ich fest, dass bei allen Patienten das Hauptproblem darin bestand, ihre relevanten Beziehungen falsch organisiert zu haben. Bei den Erfolgreichen lässt sich fast immer die Fähigkeit nachweisen, dank kreativer Reorganisation der Beziehungen aus einem Teufelskreis herauszukommen. Die meisten Menschen sind nicht fähig, sich kreativ zu reorganisieren, obwohl die Gesellschaft es heute zulässt. Der Mann meint: Wenn ich nicht das Brot verdiene, bin ich kein richtiger Mann. Und die Frau: Wenn ich



Selbstsicherheit zeige, bin ich ein böses Weib, eine Männin. An meiner Klinik war es immer so: Wenn der Ehemann einer Ärztin anderswo eine Stelle angeboten bekam, kündigte sie und ging. Oder wenn sie ein Kind bekam, gab *sie* die Stelle auf. Bei vielen Paaren wird falsch geplant. Es kann sein, dass die Frau begabter ist oder eine grössere Einkommenschance hat. Trotzdem setzen beide in der Karriereplanung auf den Mann.» Noch sind es bei uns Einzelfälle, in denen eine Familie wegen des Stellenwechsels der Frau umzieht. In den USA gibt es das häufiger, und es hat auch schon einen Namen unter Managern: «Mann im Schlepptau». Da lauert die Gefahr der unterschwelligen Konflikte. Während immer mehr Frauen, die weniger verdienen, ihre Unzufriedenheit und den Neid über die männliche «Dominanz» erkennen und ausdrücken, tendieren die Männer nach Erfahrung amerikanischer Therapeuten dazu, Gefühle des Neides abzustreiten und zu unterdrücken.

Unterdrückte Gefühle und Konflikte sind fast immer an einer Scheidung beteiligt. Auch das kann ich aus eigenem Erleben bestätigen. Ich kenne heute auch die Ursache meines damaligen Verhaltens: Ich unterdrückte meinen Groll aus einer unrealistischen Sehnsucht nach Harmonie. Ein Trost: Martin, der zweite Ehemann von Ursula B., erklärte nach der Lektüre ihres Berichtes, ihm fehle darin der Hinweis, dass auch in ihrer Beziehung «viele Konflikte unter den Tisch gewischt» worden seien: «Wir haben viel ausgetragen, aber auch manches verdrängt.» Wenn Horst Petri in Artikeln auf die «innovativen Kräfte» aufmerksam macht, die hinter dem Phänomen steigender Scheidungsziffern verborgen sind, dann hat das damit zu tun, dass durch den ungeheuren Leidensdruck solche verborgenen Konflikte zutage treten und verarbeitet werden können. Nichts wiegt wahrscheinlich schwerer als unerledigter Groll gegen Menschen, die uns nahestehen oder nahestanden.

Petri, der an einem Buch über dieses Thema schreibt, erzählte mir von den Kindern eines «Bewegten» der 68er Szene, der seine Ehe aus ideologischen Gründen aufgelöst hatte: «Für diese Kinder waren das sicher schwere Zeiten; aber ich denke, dass sie dadurch unglaublich viel an Reife entwickelt haben, dass sie im Unterschied zu anderen Familien, in denen Konflikte immer so verdeckt blieben und nie ausgetragen wurden, in der eigenen Familie sehr früh mit harten Realitäten konfrontiert und auch immer aufgefordert waren, sich dazu zu äussern. Die Auseinandersetzungen, die zum Beispiel der Vater mit seiner 15jährigen Tochter hatte, waren für ihn zwar schmerzhaft, aber er forderte die Tochter doch geradezu auf dazu, weil er spürte, dass da etwas in ihr drin war, das sie loswerden musste. Das Mädchen litt auch darunter; aber es litt bewusst und setzte sich bewusst damit auseinander. Als junge Frau ist sie heute ein innerlich sehr fröhlicher Mensch und findet überall sofort Kontakt. Natürlich ist sie auch mit Problemen konfrontiert, doch verfügt sie über eine grosse innere Kraft.» Wenn Eltern, meint Petri, besser darauf vorbereitet wären, mit Konflikten umzugehen, blieben den Kindern zusätzliche Belastungen erspart.» Was versteht Petri unter vorbereitet? «Dass man innerlich darauf eingestellt ist, dass Paarbeziehungen auch auseinandergehen können, dass sie keine Ewigkeit mehr versprechen, und es mehr darauf ankommt, wie man sie dann menschlich löst. Dann sind nämlich der Druck und die Belastung für die Kinder erheblich geringer. Das heisst nicht, dass Kinder nicht in jedem Fall darunter leiden, eine Familie zu verlieren. Aber durch eine grosszügige Regelung und Einhaltung des Besuchsrechtes und Abbau der Spannungen zwischen den geschiedenen Elternteilen kann es dazu kommen, dass die vielen

Für die meisten Paare macht erst das Kind eine Beziehung zur Familie. Der Kinderwunsch bei Unfruchtbarkeit eines der Partner lässt die Menschen erfindungsreiche – und ethisch nicht unbestrittene – Wege zur Familiengründung gehen. Im koreanischen Spielfilm «Die Leihmutter» werden die menschlichen Probleme, mit denen unsere Gesellschaft als Folge der Fortschritte der Medizin konfrontiert ist, gleichsam als Märchen aus alter Zeit dargestellt. Ein einfaches Mädchen wird heimlich in ein vornehmes Haus gebracht – als Ersatzgebärmutter für die unfruchtbare Hausherrin. In der Nacht der Begattung, in der das Mädchen, der Sterilisation eines Gerätes vergleichbar, gewaschen wird, verliebt sich der Hausherr in die künftige Leihmutter. Die Beziehung dauert genau neun Monate. Nach der Geburt des Kindes wird die Mutter heimlich wieder aus dem Haus geschafft.

BITTE UMBLÄTTERN

FOTO: AFP

Tränen des Glücks. Auf der Flucht vor dem blutigen Bürgerkrieg, der auch ihre bisher friedliche srilankische Insel erreichte, hat diese Tamilen-Familie auf einem zerbrechlichen Schiff den sicheren indischen Hafen Rameshwaran erreicht. Im Hafen umarmt der Mann spontan seine Frau und sein Töchterchen, die in Tränen ausbrechen. Seit wir Kriege kennen, gibt es Familien auf der Flucht. Das ist auch das Thema des neuen Buches von Yvonne Léger, «Eljascha, Liebesgeschichte einer Flucht», das eben im Zürcher Pendo-Verlag erschienen ist. «Eljascha», heisst es im Klappentext, «ist eine leidenschaftliche, innige Liebesgeschichte voller Poesie und Träume, vor dem düsteren Hintergrund der Besatzung, des Chaos, des mörderischen Krieges – die grosse Liebe zweier Menschen auf der Flucht quer durch ganz Frankreich, und die Autorin, Yvonne Léger, reiste im Bauch ihrer Mutter Eljascha.» Als die Reise begann, war Eljascha im zweiten Monat schwanger. Im Dezember 1940 kam sie bei Annemasse über die Grenze in die Schweiz, und am 19. Januar 1941 kam Yvonne auf die Welt. Sie schrieb in ihr Buch die Widmung: «Für meine Mutter, weil sie einmal gesagt hat, ich sei ein Kind der Liebe. Sie hätten mich gewollt. Dem Krieg zum Trotz.»

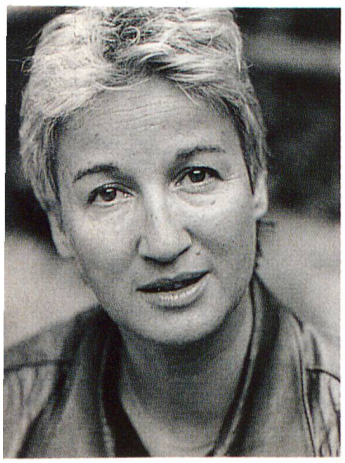


FOTO: KATHARINA KRAUSS-VONOW

Alternativen, die es da für Kinder gibt, inzwischen auch ein Gewinn sein können.» «Stieffamilie? Was ist das?» fragte mich Ursula B., als ich während des Gesprächs eine Bemerkung machte. Auch ich hatte das Wort nur wenige Wochen zuvor zum ersten Mal gelesen: Einer oder beide der Partner kommen aus einer geschiedenen Ehe und bringen Kinder mit, die für den jeweils anderen Partner «Stiefkinder» sind. Die Unwissenheit hat wahrscheinlich viel mit Tabus und Verdrängung zu tun. Roland Weber bietet im Institut für Familienberatung in Stuttgart besondere Beratungen, Therapien und Wochenend-Seminare für Stieffamilien an. Doch die meisten Familien kommen zunächst wegen der Verhaltensauffälligkeit eines Mitgliedes, meist eines Kindes, und gebärden sich auch wie «normale» Familien.

Die Tabus beginnen sich langsam abzubauen. Eine von Webers Seminar-Gruppen trifft sich inzwischen regelmässig als Selbsthilfe-Gruppe. Weber ist Mitautor eines Buches über Stieffamilien, das jetzt schon in dritter Auflage erscheint. Die vier Autoren haben vorher mögliche Änderungen besprochen. Weber: «Uns allen fiel die starke Gewichtung des therapeutischen Feldes und der Probleme auf. Da eine grundlegende inhaltliche Änderung aus Kostengründen nicht in Frage kam, beschlossen wir, wenigstens das Inhaltsverzeichnis neu zu schreiben und den Aspekt der Chancen stärker herauszustreichen. Man kann sagen: Stieffamilien sind etwas reifer, etwas kreativer. Sie müssen einiges anders machen. Der Weg ist nicht leicht. Aber die Menschen, die den Prozess schaffen, wachsen innerlich mehr als unter „normalen" Bedingungen. Wer sich auf die negativen Aspekte versteift, übersieht, dass Trennung auch ein Neuanfang ist, eine Chance, die man nutzen kann, dass etwas Neues wächst.»

Auch Irène Théry, die seit etwa zehn Jahren über Scheidungsfolgen und «neu zusammengesetzte Familien» – so nennen die Franzosen, etwas freundlicher, die Stieffamilien – Forschungen anstellt, hat einen hoffnungsvollen Trend ausgemacht. Anfang der 80er Jahre hatte sie bei einer Analyse von Scheidungsurteilen noch zwei verschiedene Konzepte erkannt: 1. Eine starke Ausgrenzung des nicht sorgeberechtigten Partners, mit dem ein Nichteinmischungspakt abgeschlossen wird. 2. Eine Teilung des Sorgerechtes mit dem Partner, mit dem eine Abmachung über elterliche Zusammenarbeit getroffen wird. Im ersten Fall spielt der neue Partner eine potentiell gewichtigere Rolle. «Ich bin eben dabei, eine neue Untersuchung auszuwerten», berichtete sie jetzt, «und es zeichnet sich in der Tat in den letzten sechs bis sieben Jahren eine Evolution ab, die in Richtung einer Synthese der beiden Konzepte geht. Die Betroffenen suchen stärker nach einer ganz spezifischen Neuorganisation der Familie nach einer Scheidung. Das betrifft zum Beispiel den neuen Partner, der ja im Leben des Kindes eine wichtige Rolle spielt, obwohl diese vom Gesetz überhaupt nicht anerkannt wird. Die

geschiedenen Eltern suchen nach Lösungen, die einerseits die unlösbare Bindung des Kindes an sie beide respektiert, aber andererseits auch die Rolle des Stiefelternteils anerkennt. Und sie geben sich Mühe, diese Rolle zu umschreiben. Er ist weder ein Freund, noch ein „copain", noch ein Elternteil, sondern ein Erwachsener, der in einer ganz spezifischen Situation des Kindes eine Rolle spielt.» Handelt es sich um eine Art Gegenseitigkeit – je stärker das Mitspracherecht des nicht sorgeberechtigten geschiedenen Elternteils anerkannt wird, desto mehr wird auch die Rolle des Stiefelternteils anerkannt? Frau Théry: «Voilà! Da hat sich etwas geändert. Während man früher dachte, man müsse dem einen etwas wegnehmen, um dem anderen etwas zu geben, setzt sich heute eher der Gedanke durch, dass man vielleicht, indem man dem einen etwas gibt, auch dem anderen etwas gibt.»

MARTIN SPEICH

FOTO: LINDA SCHAEFER/STOCK SOUTH

Die Medien haben den «neuen Mann» entdeckt. Er kann zu den «weiblichen», nährenden Eigenschaften in sich selbst stehen, ohne fürchten zu müssen, dass er seiner Männlichkeit verlustig geht.

● *Als im vergangenen Sommer die amerikanischen Nachrichtenmagazine über die Truppentransporte in den Golf berichteten, erschien in «Time» das Foto eines unbekannten Soldaten mit Baby und Flasche.*

FOTO: UIP/SCHWEIZ

● *John Travolta teilte in «Look Who's Talking» das Rampenlicht mit einem Baby, dem im Film viele kluge Kommentare über das Familienleben untergeschoben wurden.*

● *«Dad» schliesslich, mit dem Komiker Jack Lemmon in einer seiner ernsten Rollen, gibt in einer Szenenfolge der Soziologin Maria Rerrich recht, wenn sie sagt: «Männer können, wenn sie wollen.» Lemmon spielt einen alten Mann der alten Garde, der im Haushalt zu nichts taugt. Als seine Frau mit einem Herzanfall ins Spital gebracht wird, eilt sein Sohn, ein Geschäftsmann der alten Garde, zu Hilfe. Gemeinsam erobern sie sich den Haushalt und gewinnen dabei ein Stück Menschlichkeit zurück.*